

Die können was!

An den Schweizer Universitäten studieren zu viele Sozial- und Geisteswissenschaftler, heißt es. Völlig falsch, sagt unsere Autorin OLIVIA KÜHNI. Die meisten Abgänger finden einen gut bezahlten Job – die Probleme liegen ganz woanders

Ach», sagt der Schulfreund bei der Klassenzusammenkunft zur Schulfreundin, »an der Uni bist du also?« Und dann sagt er, natürlich, diesen einen Satz: Es müsse auch noch Menschen geben, die arbeiteten. Richtig arbeiteten. Er ist Schreiner. Sie doktoriert. In einem Fach, dessen Namen damals, als wir Kinder waren, wohl keiner von uns hätte aussprechen können.

»Schmetterlingszähler« schimpfte SVP-Präsident Toni Brunner diesen Frühling die Geistes- und Sozialwissenschaftler. Und sein Parteikollege Adrian Amstutz forderte eine Zugangsbeschränkung für Psychologen, Ethnologen, Soziologen, Historiker und Kulturwissenschaftler.

Es ist eine tief verwurzelte Erzählung in diesem Land, dem die Armut früherer Jahrzehnte noch im Nacken sitzt: Wer als junger Mensch über dem Brauchtum fremder Völker oder den Relikten vergangener Kulturen brüht, während draussen die Dampfmaschinen lärmten und die anständigen Arbeiter fehlen, der ist irgendwie suspekt. Er gilt als weltfremder Wolkenschieber.

Doch die Geschichte ist falsch.

Die Schweiz bildet nicht zu viele junge Menschen in Geistes- und Sozialwissenschaften aus. Sondern zu wenige in anderen Fächern – und möglicherweise die falschen. Aber der Reihe nach.

Es studieren nicht »immer mehr« junge Menschen Geistes- und Sozialwissenschaften, sondern prozentual sogar weniger. 45 000 Studierende waren im letzten Herbst in diesen Fächern eingeschrieben. Das ist tatsächlich ein sattes Drittel mehr als noch vor fünfzehn Jahren. Weil jedoch insgesamt viel mehr Leute eine Hochschule besuchen als damals, sagt die Zahl für sich alleine wenig aus.

Schaut man genauer hin, zeigt sich: Der Anteil der Geistes- und Sozialwissenschaftler unter allen Studierenden hat nicht zugenommen, sondern sogar leicht abgenommen – von 36 Prozent im Jahr 2000 auf heute 31 Prozent. Weiß man, dass landesweit sowieso nur 20 Prozent der Jugendlichen eine gymnasiale Maturität ablegen, schrumpft die behauptete Massenbewegung der Schmetterlingszähler zu einer Subkultur.

Ähnlich sieht die Situation übrigens aus, wenn man nur die jungen Frauen anschaut, die traditionell überproportional oft Fächer der Geistes- oder Sozialwissenschaften wählen. Auch hier ist der Anteil zurückgegangen, von rund 49 Prozent auf rund 42 Prozent. Zugelegt haben dafür Fächer wie Wirtschaft, Recht sowie die exakten und Natur-

wissenschaften. Noch absurder wird das SVP-Wehklagen, wenn man die Hitliste der einzelnen Fächer mit jener von vor einer Generation vergleicht. Französisch, Italienisch und Deutsch sind seit 1984 aus den Top Ten geflogen, ebenfalls abgestürzt sind Philosophie und Kunstgeschichte. Das absolute Aufsteigerfach der heutigen Zeit: die Betriebswirtschaftslehre. Aus den Ranglistenniederungen raketete sie bis auf Platz 4 – direkt hinter Recht, Psychologie und Humanmedizin.

Doch die SVP-Granden bleiben dabei: Es gibt zu viele Kopfarbeiter. Es sei unfair den Studenten gegenüber, erklärte Adrian Amstutz dem *Blick*, wenn sie sich Mühe gäben »und nach dem Abschluss auf dem Arbeitsmarkt schlicht nicht gebraucht würden«.

Abgesehen davon, dass es sowjetisch anmutet, Universitäten als planwirtschaftliche Fabriken für Humankapital zu begreifen: Die Aussage ist Mümpitz. Der Schweizer Arbeitsmarkt saugt nicht nur fast alle jungen Leute auf, kaum sind sie aus der Universität. Nein, er bietet den Abgängern auch weltweit einzigartige Bedingungen.

»Schmetterlingszähler« sind geschätzt, weil sie analytisch denken können

Fünf Jahre nach dem Studium haben in der Schweiz fast alle Studienabgänger einen Job gefunden, wie eine Untersuchung des Bundes von 2013 zeigt. Nur 2,8 Prozent der Sozial- und Geisteswissenschaftler sind erwerbslos, bei den exakten und Naturwissenschaften sind es 3,8 Prozent. Das sind alles Werte, die deutlich unter der bereits niedrigen allgemeinen Schweizer Erwerbslosenquote von 4 bis 4,5 Prozent liegen. An den Fachhochschulen liegen die Werte noch tiefer – selbst im Bereich »Musik, Theater und andere Künste«, wo nur 1,9 Prozent der Absolventen fünf Jahre nach Abschluss auf Jobsuche sind.

Die große Nachfrage nach »Schmetterlingszählern« und ihren Fähigkeiten schlägt sich auch in den Löhnen nieder. Fünf Jahre nach ihrem Masterabschluss verdienen Geistes- und Sozialwissenschaftler einen Medianlohn von 90 000 Franken, ebenso viel wie Absolventen der technischen Wissenschaften und der exakten und Naturwissenschaften. Mediziner bekommen 100 000 Franken, Juristen 102 000 Franken und Wirtschaftswissenschaftler 105 000 Franken.

Mehr noch: Die Geistes- und Sozialwissenschaftler sind derart gefragt, dass jeder zweite Masterabsolvent – großmehrheitlich auf eigenen

Wunsch – Teilzeit arbeiten kann. In den Naturwissenschaften und im Recht ist es jeder Vierte, in den technischen und den Wirtschaftswissenschaften jeder Siebte. Solche Bedingungen können Menschen, die »schlicht nicht gebraucht werden«, nicht aushandeln.

Wieso ist das so?

Die »Schmetterlingszähler« werden geschätzt, weil sie breit gebildet und damit vielseitig einsetzbar sind. Das erklären sämtliche Studien zum Thema. Im Studium lernen sie analytisches Denken, Schreiben und Präsentieren; das spezifische Können lernen sie on the Job.

Geschätzt werden die Uni-Abgänger aber auch, weil der Schweiz an allen Ecken und Enden der gut ausgebildete Nachwuchs fehlt – nicht nur bei den viel zitierten Ingenieuren und Informatikern. Man nennt das auch: Fachkräftemangel.

Die Statistiker des Bundes – viele von ihnen sind übrigens Sozialwissenschaftler – erstellten 2014 eine Rangliste der sogenannten Mangelberufe, sortiert nach Dringlichkeit:

- Unternehmer und Chefbeamte
- Gesundheitsberufe
- Reinigung und Körperpflege
- kaufmännische Berufe
- Unterrichtsberufe
- Erziehung und Fürsorge
- Bank- und Versicherungsberufe
- Ingenieurberufe
- Techniker
- Informatikerberufe
- Werbung/Marketing/Tourismus/Treuhand
- Baugewerbe.

Mit Ausnahme der Berufsfelder Reinigung und Körperpflege sowie dem Baugewerbe stellten die Experten fest: Die klugen Köpfe und geschickten Hände fehlen vor allem in Berufen mit einem hohen Anteil tertiär ausgebildeter Erwerbstätiger«. Will heißen: Hochschulabgänger sind gesucht. Von allen in den letzten zehn Jahren in der Schweiz angestellten Sozial-, Geistes- und Naturwissenschaftlern sind laut Bundesstatistik satte 23 Prozent aus dem Ausland zugewandert. Bei den Ingenieuren sind es ebenfalls 23 Prozent, bei den Lehrkräften 11 Prozent und im Topmanagement 18,4 Prozent.

Es ist paradox: Dieselbe Partei, welche die eigenen Akademiker verhöhnt, beklagt sich hernach, dass die Brillantesten im Land nicht hier aufgewachsen sind. Klar ist nur: Ohne diesen Brain-Gain wäre die Schweiz nicht nur langweiliger. Nein, sie wäre ökonomisch verloren.

Noch mehr zu denken geben muss allerdings ein anderer Umstand. Es ist fast ausschließlich eine bestimmte soziale Schicht, die den Weg an die Hochschule schafft. Und daran ist beileibe nicht nur die SVP schuld.

Die Schweiz belegt eine unrühmliche Spitzenposition unter den OECD-Staaten. Kaum ein anderes Land ist so schlecht darin, kluge Kinder aus ungebildeten oder fremdsprachigen Familien an Hochschulen zu bringen.

Für die Einzelnen ist das nicht unbedingt problematisch, weil hierzulande auch eine Berufslehre den Aufstieg in die Mittelschicht ermöglicht. Für die Kreativität und Innovationskraft von Wissenschaft, Wirtschaft und Politik birgt die mangelnde Förderung aber hohe Risiken: Fortschritt, das zeigen sämtliche Untersuchungen, entsteht nämlich nicht durch die Genialität Einzelner. Sondern wenn möglichst viele verschiedene clevere Leute miteinander und gegeneinander wetteifern.

Seit Jahren rät darum die OECD der Schweiz, mehr in die Chancengleichheit zu investieren. Als wichtigste Maßnahme empfiehlt sie, endlich überall Vorschulen einzurichten. Wenn Kinder in der Schweiz mit fünf Jahren in den Kindergarten kommen, haben die Gleichaltrigen in sämtlichen anderen OECD-Staaten bereits durchschnittlich zwei Jahre Vorschule hinter sich; in Frankreich, Deutschland, Italien oder Großbritannien sind es sogar fast drei Jahre. Das ist wertvolle Zeit für Kinder, bei denen zu Hause keine Bücher im Regal stehen. Oder nicht genug für ihren eigenen Lernerfolg.

Verlierer sind jene, die sich keine private Nachhilfe leisten können

Kein Wunder, stellt die Schweizerische Koordinationsstelle für Bildungsforschung (SKBF) alljährlich fest: Kinder kommen in der Schweiz bereits mit sehr großen Entwicklungsunterschieden in die Schule. Und der Abstand wird mit den Schuljahren nicht kleiner, sondern größer: »Die beim Schulstart unterschiedlichen Ausgangslagen werden nicht ausgeglichen, sondern weitergeführt«, schreibt die SKBF in ihrem jüngsten Bericht. Besonders in Deutsch und Mathematik öffne sich »eine Kluft«. Sie folgt dem Bildungsgrad der Eltern – und schließt sich kaum mehr.

So besuchen heute in den wohlhabenden Gegenden Zürichs rund 60 Prozent der Kinder eine Mittelschule. Das sind drei Mal so viele wie im schweizerweiten Durchschnitt. Besonders Talent

ist das nur teilweise zu verdanken. Die zwei, drei Besten jeder Klasse würden erfahrungsgemäß den Übertritt ins Gymnasium von alleine schaffen, sagte eine Zürcher Lehrerin für Förderkurse kürzlich gegenüber der NZZ. Der Rest erhalte Privattraining.

Vielen Schülern hilft aber nicht einmal das mehr. Weil die Maturaquoten in den verschiedenen Kantonen seit Jahrzehnten und unverändert unterschiedlich hoch sind, ist die Konkurrenz etwa in den Kantonen Zürich und Aargau ungleich höher als in Genf oder Bern. Während in Genf nur die schwächsten Schüler Mathematiknachhilfe buchen, müssen das in Zürich selbst Schüler mit guten Noten tun, wie die SKBF feststellt.

All das sind ernüchternde Nachrichten für eine Gesellschaft, die sich für besonders meritokratisch hält. Die also von sich behauptet: Leistung lohnt sich!

Dass die Schweiz nicht stärker gegensteuert, verhindern seit Jahren antileitende Kräfte. Und zwar aus allen Parteien.

Selbst Teile der Linken wehren sich gegen die Idee, Kinder an den öffentlichen Schulen oder im Kindergarten »zu pushen«. Konkurrenzkampf ist ihnen per se unsympathisch. Oder wie es eine Kindergärtnerin im *Tages-Anzeiger* formulierte, als der Kanton Zürich Kindergärten und Unterstufe zur flexibleren Grundstufe zusammenlegen wollte: »Die Kinder müssen auch einfach mal *Ein Blättli im Wind* singen dürfen.« Alle Parteien außer SP, Grüne und BDP kämpften für ein Nein. Die Zürcher lehnten die Vorlage mit über 71 Prozent Nein-Stimmen ab, besonders heftig in den Landgemeinden.

Was sie dabei übersehen: Sie schützen so das bereits etablierte Bildungsbürgertum auf Kosten jener, die sich private Förderung nicht leisten können.

»Ja, ja«, antwortet die doktorierende Schulfreundin an der Klassenzusammenkunft dem Schreinermeister-Gspölli: »Komm doch mal bei mir an der Uni vorbei, dann siehst du, was Arbeiten heißt.« Später erzählt sie, ohne ihren Großvater hätte sie ihre Karriere wahrscheinlich nicht durchgezogen. Sie war die Erste in ihrer Familie, die studierte. Doch als sie dem Großvater davon erzählte, was sie vorhabe, notierte der Mann sich zwei Worte auf einen Zettel: »Politikwissenschaften« und »Anthropologie«. Und wann immer jemand nachfragte, was seine Enkelin denn genau mache, antwortete er: »Ich habe keine Ahnung. Aber ich bin sicher, es ist was Gutes.«

Sackgasse
Geistes- und
Sozialwissenschaften?
Mitnichten. Nur 3 von
100 finden keinen Job